

Rezension: Stefan Scheil: 1940/41: Die Eskalation des Zweiten Weltkriegs

Zeidler, Manfred

Veröffentlichungsversion / Published Version
Rezension / review

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung e.V. an der TU Dresden

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Zeidler, M. (2006). Rezension: Stefan Scheil: 1940/41: Die Eskalation des Zweiten Weltkriegs. [Rezension des Buches 1940/41: Die Eskalation des Zweiten Weltkriegs, von S. Scheil]. *Totalitarismus und Demokratie*, 3(2), 392-402. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-351944>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

im Prozess als Hauptkriegsverbrecher und ließ ihn am 16. Oktober 1946 durch den Strang hinrichten.

„Rosenberg war ganz offensichtlich kein geborener Politiker. Er war ein Mann von profunder Halbbildung. [...] Und ein Ideologe macht auch noch keinen Politiker“ (S. 643). Ernst Piper zieht den Kreis um Alfred Rosenberg sehr eng. Er referiert über dessen Beziehungen zu den Gesinnungsgenossen und Mitarbeitern, teilweise mit lexikalischen Einschüben, reflektiert aber kaum das weit gefächerte politische und gesellschaftliche Umfeld zwischen NSDAP-Aufbau und -Zusammenbruch. Auf eine Analyse der historischen Wurzeln der national-sozialistischen Weltanschauungen verzichtet Piper ebenso wie auf die Parallelität der Bestrebungen des Alldeutschen Verbandes oder der Jungkonservativen Revolutionäre, ihr umtriebiges Agieren gegen die Weimarer Republik. Die Schriften Alfred Rosenbergs erfahren allenfalls inhaltliche Wiedergaben, aber keine deutende Auslegung oder gar Wertung. Pipers Protagonist verschwimmt oft als konturenloser Schatten ohne Charaktereigenschaften in einer Fülle von Zitaten und Aktenbelegen. Dem umfangreichen Text fehlt im Anhang leider ein wegweisender chronologischer Abriss über politische Ereignisse und tabellarisch aufgelistete Lebensdaten. Gleichwohl ist das Buch eine Fundgrube an Informationen und besticht durch Kenntnisreichtum.

Uwe Ullrich, Eichstraße 15, 01309 Dresden.



Stefan Scheil, 1940/41. Die Eskalation des Zweiten Weltkriegs, München 2005 (Olzog-Verlag), 528 S.

Stefan Scheil ist inzwischen auch in der Historiker-Zunft kein Unbekannter mehr, hat er doch schon vor Jahren mit zwei umfänglichen Studien seine geschichtsrevisionistische Deutung des Kriegsbeginns von 1939 und die anschließend, d. h. bis 1941, erfolgte Eskalation zum Weltkrieg dem Publikum nahe gebracht. Auch der vorliegende Band liegt ganz auf der Linie eines Revisionismus, der die Kriegsursachen und damit implizit die Frage nach der Kriegsschuld, die im historisch-politischen Bewusstsein der Gegenwart immer noch eindeutig „verortet“ ist, auf alle damals Beteiligten wenigstens gleichermaßen verteilt sieht. Seine untersuchend angelegte Studie konzentriert sich auf den Zeitraum jenes einen Jahres zwischen dem deutschen Sieg über Frankreich im Juni 1940 und dem Angriff der Wehrmacht auf die Sowjetunion im folgenden Jahr und die in diese Zeit fallenden machtpolitischen Positionskämpfe unter den europäischen Mächten sowie der USA. Sie behandelt damit denselben Zeitabschnitt, den vor mittlerweile vier Jahrzehnten

Andreas Hillgruber mit seiner damals grundlegenden Arbeit über „Hitlers Strategie. Politik und Kriegführung 1940–1941“ zum Gegenstand hatte.

Nun ist Revisionismus an sich in der Geschichtswissenschaft weder neu noch, gleichgültig auf welchen Gegenstand bezogen, unerlaubt. Er macht vielmehr das Wesen einer jeden Wissenschaft aus, indem zunächst allgemein verbreitete Deutungen eines Phänomens oder Vorgangs im Laufe der Zeit und im Wechsel der Generationen einer Revision mit gegebenenfalls neuen Interpretationsmustern unterzogen werden. Namentlich die Geschichtswissenschaft, auf deren Deutungsmuster mehr als anderswo gesellschaftliche Veränderungen Einfluss nehmen, kennt verschiedenste Revisionismen bzw. „Revisionistische Schulen“ zu den unterschiedlichsten Forschungsthemen. Somit kann es nicht darum gehen, ob revisionistische Ansätze in der Wissenschaft erlaubt sind, sondern allein darum, ob bestimmte revisionistische Positionen auf einem empirisch überzeugenden Fundament, logischer Stimmigkeit und einer sauberen Methodik im Umgang mit den Quellen beruhen. Scheils – dies sei vorweggenommen – Revisionismus der eher härteren Sorte mit zuweilen massiven Zuspitzungen verlangt eine argumentative Entgegnung, die einer klaren eigenen Positionierung in den hier behandelten Grundfragen bedarf, will man sich nicht in kleinkrämerischer Detailkritik, nebulösen Fragespielen oder im pauschalen Verdikt verlieren.

Beginnen wir mit den am wenigsten kontroversen Dingen in Scheils Buch. Mit anderen Worten: was erscheint an der hier dargebotenen Sichtweise der politischen und militärischen Geschehnisse im genannten Zeitraum annehmbar oder zumindest nachvollziehbar?

Zwei Punkte seien genannt, denen sich der Rezensent ohne größere Probleme anschließen kann. Es ist zunächst die Prämisse von der England-Zentriertheit des Hitlerschen politischen Denkens. In der Tat kreisten spätestens seit Mitte der dreißiger Jahre die Gedanken des deutschen Diktators um die Idee eines Arrangements mit dem Inselreich und seinem weltumspannenden Empire. In England sah Hitler bis zum Ende des Krieges 1945 den eigentlichen Antipoden Deutschlands auf der weltpolitischen Bühne, demgegenüber allen anderen Mächten, Russland eingeschlossen, nur sekundäre Bedeutung zukam. Wollte man den Zweiten Weltkrieg auf den Zweikampf zweier Männer reduzieren, hießen die beiden Antipoden zweifellos Adolf Hitler und Winston Churchill. In Churchill fand Hitler einen in vieler Hinsicht ebenbürtigen und am Ende überlegenen Gegner, der ihm kompromisslos die Stirn bot, ebenbürtig in puncto mentaler Härte, Willensstärke bis zum Starrsinn und demagogischem Talent, dabei ausgestattet mit taktischem Geschick und machtpolitischer Durchtriebenheit. Seit er Premierminister geworden war, kannte und verfolgte Churchill nur ein Ziel, „die Zerschlagung der deutschen Machtposition überhaupt“ (Klaus-Jürgen Müller). Churchill, der wohl generationsbedingt nie ein Sensorium für den spezifisch modernistisch-revolutionären Charakter des Nationalsozialismus entwickeln konnte, erschienen die „Nazis“ als nichts anderes als braun angestrichene Preußen und die Deutschen, die seit 1939 für Adolf Hitler marschierten, blieben dieselben „Hunnen“, die schon 1914 für ihren Kaiser marschiert waren.

Dass ein solcher Mann seit 1940 den Kampf gegen Hitler und die Ausweitung seines Einflusses auf dem europäischen Kontinent an sämtlichen zur Verfügung stehenden Fronten, sei es die diplomatische, propagandistische, ökonomische oder militärische, mit aller Härte, Einfallsreichtum und machtpolitischer Intriganz geführt hat, darf in der gegebenen weltpolitischen Lage und unter dem Paradigma nationaler Machtpolitik als eine Normalität gelten. Wem möchte Scheil unter besonderem Hinweis darauf und seitenlangen Abhandlungen über den Charakter britischer Politik (Kapitel II und III) – etwa ihrer alten, schon im Ersten Weltkrieg verfolgten „Obsession“ einer antideutschen Balkanfront – eine Art Offenbarung bescheren – vielleicht Leuten, die bis heute aus romantizistischer Neigung an eine besondere Skrupulösität oder gar moralische Überlegenheit des alliierten Lagers im Hinblick auf seine diplomatischen und militärischen Kriegführungsmethoden glauben möchten? Der unerbittliche und nicht bloß mitunter perfide geführte Kampf um Positionen im machtpolitischen Ränkespiel zwischen Großmächten ist weder erst durch Adolf Hitler in die Welt gekommen, noch mit seinem Ende 1945 aus ihr verschwunden.

Der zweite Punkt betrifft die Bedeutung des ideologischen Faktors für die Kriegführung Hitlers, jene zentrale Frage, die am Ende der Scheil'schen Untersuchung steht und auf deren Klärung letztlich der gesamte Text zugespitzt ist, die Gründe für jene Entscheidung, die schließlich Hitlers und Deutschlands weiteres Schicksal bestimmen sollte: der Angriff auf Russland vom 22. Juni 1941. Auch hier kann man Scheils Sichtweise zumindest in einem Punkt teilen. Schon vor einigen Jahren hat Bernd Bonwetsch zu bedenken gegeben, ob nicht „die ideologischen Motive für die Entscheidung zum Angriff auf die Sowjetunion“ in den deutschen zeitgeschichtlichen Darstellungen etwas zu viel Raum eingenommen hätten. Solches geschah ohne Zweifel, nicht zuletzt durch die Deutung des deutschen Faschismus wesentlich als ideologischen Antibolschewismus durch Ernst Nolte. Besonders wirksam im Hinblick auf die Rückspiegelung des Charakters der Kriegsführung auf die Motive der Kriegsauslösung (man betrachte hier als Vergleichsfall Jugoslawien) war dessen häufig zitiertes ideologieschwangeres Diktum vom „ungeheuerlichsten Eroberungs-, Versklavungs-, und Vernichtungskrieg, den die moderne Geschichte kennt“, daneben auch die so genannte Stufentheorie Andreas Hillgrubers, aus deren Logik gleichfalls der Entschluss Hitlers zum Angriff vom 22. Juni 1941 ideologisch determiniert erscheinen musste.

Wenn Scheil sich gegen Letzteres wendet, möchte man ihm durchaus folgen. Auch in diesem Punkt hilft nur die Entscheidung für eine der beiden zentralen Positionen weiter, um Klarheit anzustreben und unscharfen begrifflichen Gemengelagen zu entgehen. War Hitlers Angriff auf seinen damaligen Bündnispartner Sowjetrußland das ideologisch-programmatische Ziel seiner Politik seit den zwanziger Jahren oder ein strategisches Mittel, um in der gegebenen Situation des Jahres 1941 den Krieg gegen England im Sinne seiner Vorstellungen zu beenden? Wenn Letzteres galt, war die ganze folgende antibolschewistische Öffentlichkeitsrhetorik nichts anderes als die nachgeschobene ideologische Ca-

mouflage der Kriegsentscheidung vom 22. Juni. Auch hier tendiert der Rezensent klar zur Letzteren, auf Bernd Stegemann zurückgehenden These, wobei eingeräumt sein soll, dass Hitlers althergebrachter propagandistischer Antibolschewismus ihm als ein überaus gelegenes Mittel zur nachträglichen Verbrämung einer gänzlich anders motivierten Situationsentscheidung zupass kam. Um eines klar zu stellen: so wenig man Äußerungen Stalins aus der Mitte der zwanziger Jahre zu den langfristigen strategischen Zielen des Sowjetstaates und der Kommunistischen Internationale gegenüber dem imperialistischen Lager für die Entscheidungen des Jahres 1941 als zentrale Handlungsgründe heranziehen kann, darf man umgekehrt jenes berühmte Kapitel 14 aus „Mein Kampf“ über „Ostorientierung oder Ostpolitik“ aus demselben Zeitraum für Hitlers Entscheidungsfindung im gleichen Jahr verwenden. Gerade in jenem Kapitel seines Buches hatte Hitler von Bismarck bewundernd als dem „Meister des Augenblicks“ gesprochen, der es ohne weiteres fertigbrachte, sich mit Italien gegen die deutsche Großmacht Österreich zu verbünden, um diese „besser erledigen zu können“, und dem es nie eingefallen wäre, sich in der Außenpolitik auf Dauer einer dogmatischen Bindung zu unterwerfen. Sein eigenes, auf derselben Linie liegendes Verständnis, wonach erfolgreiche Außenpolitik sich stets aus der Situation heraus ergäbe, hat Hitler besonders im Zusammenhang mit seinem Angriff auf Russland zur Genüge zu erkennen gegeben.

Mit dem 22. Juni 1941 wären wir bei jenem kritischen Punkt, der den meisten Widerspruch in der gesamten Argumentation des Autors herausfordert und dem im Folgenden die weitere Aufmerksamkeit geschenkt sein soll. Es ist die unter revisionistischen Autoren seit vielen Jahren so überaus beliebte Präventivkriegsthese, mit anderen Worten, die Behauptung, der deutsche Angriff sei einem fast zur gleichen Zeit, mit hoher Wahrscheinlichkeit für die erste Julihälfte 1941 geplanten sowjetischen strategischen Angriff zuvorgekommen.

Wenn wir einer Angabe Dmitrij Volkogonovs vertrauen dürfen, hat Sowjetaußenminister Molotov am Morgen des deutschen Angriffstages auf einer eilig einberufenen Politbürositzung im Kreml vom „Standardcharakter“ der deutschen Kriegsbegründung gegen sein Land gesprochen („Die formale Begründung ist dieselbe wie immer: das nationalsozialistische Deutschland hat beschlossen, einem in Vorbereitung befindlichen Angriff der Russen zuvorzukommen.“) In der Tat sollte man sich, bevor auf die Vorgänge im direkten Vorfeld der Operation Barbarossa einzugehen ist, im Lichte dieses Molotov-Zitats einmal die Geschichte von Gebrauch und Funktion der Präventivkriegsthesen des nationalsozialistischen Deutschland seit 1939 vor Augen führen. Der militärische Angriff auf Polen war bekanntlich, der offiziellen Lesart gemäß, ein „uns von Polen aufgezwungener Kampf zur Abwehr unerträglicher Übergriffe“ (so Hermann Göring vor dem Reichstag am 1. September 1939), mit dem einer von Polen angeblich seit langem geübten Sprache der Gewalt und militärischen Provokation durch „Zurückschießen“ die einzig mögliche Antwort erteilt werden musste. Als am 9. April 1940 deutsche Einheiten handstreichartig Dänemark und Norwegen besetzten, geschah dies allein zur Abwehr des „in Gang befindlichen bri-

tischen Angriffs auf die Neutralität Dänemarks und Norwegens“ (OKW-Erklärung vom Angriffstag), eines Angriffs, mit dem „Skandinavien von den Westmächten zum Kriegsschauplatz gegen Deutschland gemacht“ werden sollte (Diplomatisches Memorandum Hitlers vom selben Tag). Am 10. Mai d. J. trat die deutsche Wehrmacht zum Angriff im Westen unter klarer Verletzung der Neutralität Hollands, Belgiens und Luxemburgs an. Wie lautete die Begründung gemäß dem den Regierungen der überfallenen Beneluxländer überreichten Memorandum Hitlers? Es ging um nichts anderes als um die Vereitelung der angeblich zum Abschluss gelangten unmittelbaren Kriegsvorbereitungen der Westmächte gegen das Reich, jener „sorgsam vorbereitete und nunmehr unmittelbar bevorstehende Angriff gegen Deutschland im Westen, um über belgisches und niederländisches Gebiet nach dem Ruhrgebiet vorzustoßen“. Noch am 13. Oktober d. J. bemühte Ribbentrop in einem persönlichen Brief an Stalin, der die Einladung Molotovs nach Berlin enthielt, dieses Präventivkriegsargument für einen deutscherseits seit dem Oktober 1939 konkret geplanten und im Laufe eines guten halben Jahres an die zwanzigmal verschobenen Angriffs im Westen. Es sei gelungen, so der Reichsaußenminister, „dem beabsichtigten Vorstoß der englisch-französischen Armeen gegen das Ruhrgebiet [...] in letzter Stunde [sic!] durch die entscheidenden Siege unserer Armeen zu begegnen“.

Auch der folgende Feldzug auf dem Balkan, der am 6. April 1941 mit der Kriegseröffnung gegen Jugoslawien begann, diente der Abwehr eines geplanten Angriffs britischer Kriegsbrandstifter („Der jetzt angegriffene Staat [...] ist das heutige Deutsche Reich!“) und einer „serbischen Regierungsclique“, die durch die angeblich angeordnete Mobilmachung unmissverständlich zu erkennen gegeben habe, „daß sie glaubt, an Stelle der friedfertigen Beziehungen zum Deutschen Reich die Gewalt setzen zu können“ (Hitlers Proklamation an das deutsche Volk vom 6. April 1941). Genauso war der Vorstoß gegen Griechenland unvermeidbar, weil es das Ziel des dortigen britischen Expeditionskorps (zum Zeitpunkt des deutschen Angriffs zwei australisch-neuseeländische Infanteriedivisionen und eine Panzerbrigade) gewesen sei, „Deutschland von Süden her anzugreifen, ihm eine Niederlage beizufügen und von hier aus wie 1918 den Krieg zu wenden“ (Reichstagsrede vom 4. Mai 1941). Selbst die militärischen Operationen des deutschen Afrika-Korps, von dessen Existenz die deutsche Öffentlichkeit erst Ende März 1941 erfahren durfte, dienten allein der Gefahrenabwehr gegen das britische Imperium, einer Gefahr, die mit der Einnahme Bengasis „durch das Zusammenwirken deutscher und italienischer Verbände gebannt“ sei, wie Hitler am 6. April d. J. öffentlich erklärte.

Im Sinne dieser Vorgeschichte stellt die Begründung des Angriffs auf die Sowjetunion vom Juni 1941 durch ein Präventivkriegsargument keine isolierte Erscheinung dar, sondern fügt sich nahtlos in eine Kette ständig wiederholter und allenfalls schwach modifizierter Präventivkriegsbegründungen ein. Der 22. Juni 1941 bildet gewissermaßen den Höhepunkt, man könnte sagen, die psychologisch-propagandistische Aufgipfelung dieses Standardmodells in Sachen Kriegsbegründung durch das nationalsozialistische Deutschland. Hitler gab sich

stets vor anderen als ein gegen seinen unerschütterlichen Friedenswillen durch intrigante und kriegsbegehrige Mächte von einem Präventivkrieg in den nächsten Getriebener.

Von dieser Vorgeschichte scheint Scheil völlig unberührt zu sein, wenn er in den zentralen Kapiteln seines Buches auf rund 300 Seiten seine Leser von der Stimmigkeit der nationalsozialistischen Präventivkriegsthese für den Juni 1941 überzeugen möchte. Man könnte die in diesem Zusammenhang angeführten Argumente in drei Sachgruppen untergliedern: einen politisch-diplomatischen Teil, einen psychologisch-propagandistischen Aspekt und schließlich das rein militärische Moment.

Beginnen wir mit dem ersten Punkt. Hier insistiert Scheil auf einer Behauptung, die in der revisionistischen Argumentation spätestens seit Ernst Topitsch immer wieder aufgetischt zu werden pflegt. Sowjetaußenminister Molotov habe während seines Berlin-Besuchs Mitte November 1940, als der Nichtangriffspakt durch Moskau längst gebrochen gewesen sei (S. 240), gemäß den ihm von Stalin zuvor mitgegebenen Direktiven seine deutschen Gesprächspartner mit nahezu erpresserischen Forderungen brüskiert und dabei die im Vorjahr vereinbarten Abmachungen über die gegenseitigen Interessensphären für „überholt“, „erschöpft“ oder „erledigt“ erklärt, mit anderen Worten, einseitig aufgekündigt (S. 204, 291, 295). Was rechtfertigt eine solche Einschätzung, die Scheil neben anderen, eher ergänzenden Argumenten dazu dient, dem ganzen deutsch-sowjetischen Vertragsgeflecht die völkerrechtliche Grundlage abzusprechen, womit beide Seiten gegeneinander quasi freie Hand bekommen hätten? Stalin hatte in seiner erwähnten Direktive für Molotovs Berliner Gespräche unter Punkt 2 davon gesprochen, dass die Vereinbarung über die gegenseitigen Interessensphären vom Vorjahr durch die inzwischen eingetretenen territorialen Veränderungen „ausgeschöpft“ wäre, und benutzte dafür das russische Verb „iscerpat“, dessen Bedeutungshof von „völlig verbrauchen“ über „erschöpfen“ und „klären“ bis zu „erledigen“ reicht. Nachdem ihm Molotov am Abend des 12. November telegraphisch über sein erstes Gespräch mit Ribbentrop berichtet und dabei erwähnt hatte, dass er seinem Gesprächspartner gegenüber „die sowjetisch-deutschen Abkommen vom vorigen Jahr im Laufe der Ereignisse mit Ausnahme der Finnland-Frage [wo sich zum Unwillen Moskaus deutsche Truppen befanden] als *erschöpft*“ gekennzeichnet habe – das von Paul Schmidt angefertigte deutsche Gesprächsprotokoll vermerkt die Worte: „durch das Leben und die Ereignisse der letzten Zeit *überholt und erschöpft*“ –, reagierte der offenbar in Alarmstimmung versetzte Sowjetdiktator sofort. Umgehend schickte er ein Antwort-Telegramm nach Berlin und monierte in mahnenden Worten den „ungenauen Ausdruck über die Erschöpfung des Abkommens mit Deutschland“. Keinesfalls dürfe auf der deutschen Seite der Eindruck entstehen, die Sowjetregierung halte durch die Wahl einer solchen Formulierung, die ausschließlich auf das Zusatzprotokoll über die Abgrenzung der beiderseitigen Interessensphären bezogen sei, etwa den Nichtangriffsvertrag für erschöpft. Und tatsächlich scheint Molotov, wie dem deutschen Gesprächsprotokoll zu entnehmen ist,

gleich zu Beginn der zweiten Unterredung mit Hitler am 13. November im Sinne von Stalins Ermahnung die diesbezügliche Präzisierung vorgenommen zu haben. Dass der Sowjetaußenminister mit seinem hartnäckigen und kleinlichen Insistieren auf den Details der deutsch-sowjetischen Interessenabgrenzung in Europa dem in kühnen globalen Visionen einer gemeinsamen Aufteilung der „gigantischen Weltkonkursmasse“ des britischen Weltreichs, der „Eröffnung großer Perspektiven“ in einem „großasiatischen Raum“ und ähnlichen Luftschlössern schwelgenden Hitler, der den Russen bereits jetzt gönnerhaft rein asiatische Interessengebiete anerkennen wollte, die diese nie beansprucht hatten, „nervte“ und eine persönliche Verstimmung hinterließ, kann nicht verwundern. Hitler, der, sei es im kleinen Kreis oder in der organisierten Massenveranstaltung, seine Zuhörer mit ausufernden Monologen zu entusiasmieren gewohnt war, stieß in dem trockenen Apparatschik aus Moskau auf einen Menschen, der im wahrhaft doppelten Sinne des Wortes eine gänzlich andere Sprache pflegte als er. Aus Molotovs begrenztem Verständnis für eine großzügigere Auslegung der Einflussphärenabmachung wegen momentaner Kriegsnotwendigkeiten zugunsten Deutschlands und seinem nüchternen Realismus, die „großen Fragen des morgigen Tages von den Fragen des heutigen Tages und der Erfüllung der bestehenden Abmachungen“ abhängig zu machen (Molotov am 13. November 1940 in Berlin), eine provokatorische Erpressung erkennen zu wollen („de facto eine Selbstaufgabe Deutschlands gefordert“, S. 306), die Hitler keine andere Wahl als den militärischen Befreiungsschlag gelassen hätte, bedeutet eine nahezu ausnahmslose Übernahme der Hitlerschen Perspektive. Auf derselben Linie liegt es, Zumutungen im Hinblick auf die viel zu vage gehaltene Einflussphärenregelung vom August 1939 einseitig auf der sowjetischen Seite zu suchen. Schließlich war es Hitler, der in der zweiten Jahreshälfte 1940 sowohl seine Finnland- als auch seine Balkanpolitik einer einschneidenden Revision unterzog, in deren Verlauf Finnland, Rumänien und Bulgarien im Laufe weniger Monate praktisch zu Bündnispartnern Deutschlands gemacht wurden.

Der Eindruck, dass Scheil sich tatsächlich auf einer nahezu ausschließlich „führerzentrierten“ Linie bewegt, drängt sich auf, wenn man sieht, wie bedenkenlos er von Hitlers Auffassungen abweichende Urteile von Fachleuten, seien es die Diplomaten der deutschen Botschaft in Moskau oder die Experten der Ostabteilung des Auswärtigen Amts, abtut, um allein dem Urteil des Diktators die unbestrittene Sachkunde und Kompetenz zuzubilligen (S. 142, 292 f.). Ebenso tendiert er im militärischen Bereich, auch hier ganz der Linie Joachim Hoffmanns folgend, eher zu den Lageeinschätzungen des hitlernahen Wehrmachtsführungsstabes im OKW als zu den nicht selten differierenden Einschätzungen des OKH (S. 392 f.). Das überreiche Zitieren aus den Erinnerungen Joachim von Ribbentrops sowie den Aufzeichnungen seines Verbindungsmanns im Führerhauptquartier, Walter Hewel, tut in dieser Sache ein Übriges.

Natürlich fehlt auch bei Scheil nicht der besondere Hinweis auf jenen Tagebuch-Eintrag Georgij Dimitrovs vom 7. September 1939 (S. 231), vier Tage nach der Londoner und Pariser Kriegserklärung an das Deutsche Reich, womit

wir beim zweiten, dem psychologisch-propagandistischen Argumentationsteil angelangt wären. Besagter Eintrag betraf eine Unterredung, in der Stalin dem gegenüber seinen Funktionären in mächtige Erklärungsnoté geratenen Chef der Kommunistischen Internationale die höhere Logik und Weisheit des ideologisch so schwer verständlichen Paktes mit dem faschistischen Todfeind darlegen musste und dabei auf die alten weltanschaulichen Erklärungsmuster der zwanziger Jahre von der stets anzustrebenden Schwächung des imperialistischen Mächtelagers durch die Stimulierung seiner inneren Zwistigkeiten rekurrierte. Auf der Missachtung des besonderen Adressencharakters von vorbereiteten Äußerungen in bestimmten Kontexten beruht auch die gleichfalls in revisionistischen Kreisen so gerne angeführte Moskauer Rede Stalins vor den Absolventen der Militärakademien vom 5. Mai 1941, der man partout einen offensiv-kriegstreiberischen Charakter attestieren möchte. Stalin ging es dabei darum, seinem durch viele und rasche organisatorische Veränderungen verunsicherten jüngeren Offizierskorps Selbstbewusstsein und Vertrauen in die eigene Stärke einzupflanzen. Man vergleiche dazu den kraftstrotzenden Auftritt Adolf Hitlers im Berliner Sportpalast wenige Tage zuvor, am 29. April – die Wehrmacht war gerade in Athen eingezogen und hatte England eine demütigende Schlappe bereitet –, vor 9 000 Offiziersanwärtern und im Beisein der militärischen Führung. „Heute ist die deutsche Wehrmacht ohne Zweifel das gewaltigste Kriegsinstrument aller Zeiten, das jemals auf der Erde war“, hatte der „Führer“ seinem militärischen Nachwuchs zugerufen und dem die ominöse Andeutung folgen lassen, dass er und die Führung Entscheidungen treffen werden, „die der einzelne vielleicht nicht versteht“. Egal welche der überlieferten Textvarianten man heranzieht – wie vergleichsweise gemäßigt nahm sich Stalins rhetorische Retourkutsche vom 5. Mai vor einem ähnlich halböffentlichen Auditorium dagegen aus. Scheil missachtet auch hier den Kontext und urteilt einseitig wie apodiktisch: „Die Rede vor dem Offiziersnachwuchs diene der Einstimmung auf einen kommenden Krieg gegen Deutschland“ (S. 136).

An dieser Stelle erscheinen einige Bemerkungen zur Arbeitsweise des Autors und seiner Verwendung von Quellen angebracht. Neben dem Umgang mit Letzteren ist bezeichnend, wie Scheil Zitate aus der Literatur oder aus Memoirenwerken verwendet, um sie für seine argumentativen Zwecke brauchbar zu machen. Stets geht es darum, aus ihnen eine zeitnah, ja unmittelbar drohende Gefahr durch Sowjetrußland abzuleiten, das bereits mittels konkreter Pläne die Sowjetisierung Deutschlands vorbereitet (S. 268, 297 f., 373). Ein Beispiel dafür liefert die Benutzung der Erinnerungen Vladimir Semenovs, des späteren Hohen Kommissars in der DDR und Sowjetbotschafters in Bonn (S. 263 f., 297 f.)

Tatsächlich – dies sei hier eingeschoben – hatte Stalin drei Tage nach der Ernennung Zukovs zum Chef des Generalstabs in den ersten Februartagen 1941 dessen Vorgänger Mereckov gegenüber erklärt, dass es wohl nicht gelingen werde, „uns bis 1943 aus dem Krieg herauszuhalten. Nicht ausgeschlossen sei jedoch, dass wir bis 1942 den Frieden erhalten könnten“. Darüber, wie Stalin sich dann den Kriegseintritt seines Landes vorstellte, ob in einer eher passiven oder

aktiven Rolle, isoliert oder im Rahmen einer Mächtekoalition, lassen sich keine seriösen Aussagen treffen.

Selbst der ansonsten vom Autor eher gescholtene Hillgruber wird zitatmäßig vereinnahmt, wenn es darum geht, Hitler durch die angeblich erpresserischen Forderungen Moskaus in die Zwangslage „eine[r] strategische[n] Kapitulation“ hineingetrieben zu sehen, aus der „der Angriff auf Russland im Rahmen des Gesamtkrieges in der Situation des Spätherbstes 1940 tatsächlich wohl unvermeidbar war, wenn Hitler nicht kapitulieren wollte“ (S. 292). Wer bei Hillgruber nachliest (Hitlers Strategie, S. 391 f.), wird den gänzlich anderen Kontext entdecken, in dem dieses Zitat steht. Auch lässt die Verwendung autobiographischer Zeugnisse durch den Autor einen reichlich unkritischen Quellenpositivismus erkennen; so benutzt er u. a. bedenkenlos die aus einer ziemlich dubiosen Pariser Quelle der fünfziger Jahre stammenden „Litvinov-Memoiren“.

Der letzte der Scheilschen Argumentationsstränge betrifft das militärisch-operative Gebiet und die Frage nach dem Charakter des vor allem seit Jahresbeginn 1941 auf beiden Seiten der Demarkationslinie so forcierten militärischen Aufmarschs. Da Scheils Gesamtargumentation, eigener Vorgabe gemäß, ja zielgerichtet und stimmig sein muss, weist, wie die zuvor behandelten Felder, auch dieser, und gerade dieser Aspekt selbstredend in eine eindeutige Richtung. Stalins Entschlossenheit, seine Ziele ohne Rücksicht auf die deutsche Diplomatie und das deutsche Militär zu erreichen (S. 296), für Scheil nichts weniger als die Sowjetisierung des europäischen Kontinents durch einen Stoß bis zur Rheinlinie (S. 257) oder weiter bis zum Atlantik, habe auf dem Wissen um „seine eigene strategische Überlegenheit und seine spektakulär überlegene Armee“ beruht (S. 296, ähnlich S. 299). Hitlers Angriff war demzufolge ein wirklicher Präventivkrieg, da nicht nur die objektiven, sondern auch die nötigen subjektiven Voraussetzungen vorlagen, denn der Nachweis, so der Autor, vom deutschen Wissen um eine sowjetische Überfallsabsicht auf Deutschland und dessen Verbündete, worauf der Angriffsbefehl vom 22. Juni 1941 gegründet habe, sei von ihm erbracht worden (S. 365, dazu weiter unten). Vielfache, von militärgeschichtlicher Seite vorgebrachte Einwände gegen die Kriegs-, insbesondere die Angriffsbereitschaft der Roten Armee zu diesem Zeitpunkt wischt Scheil mit penetranter Ignoranz und ätzender Polemik als „Verteidigungsstrategie williger Historiker“ (S. 293) oder „reine Apologie Stalinscher Außenpolitik“ (S. 260) beiseite. Argumente zu den Erfordernissen militärischer Funktionalität berühren ihn, der nur gebannt auf etatmäßige Zahlen starrt, überhaupt nicht; seine militärische Logik reduziert sich letztlich auf die Überzeugung, dass wo eine Armee steht, wenn es nicht gerade die eigene ist, auch ein Angriff droht.

Die deutsche Truppenkonzentration im Osten begann für ihn im Sommer 1940 als ein reiner Abwehraufmarsch mit großer Tiefenstaffelung und gehörigem Abstand zur Grenze, schlechthin „ein Beispiel dafür, wie ein politisch und militärisch defensiv gemeinter Truppenaufmarsch sinnvollerweise ausgerichtet sein muß“ (S. 389). In dem Maße, wie nun die Wehrmacht vor allem im Laufe des Frühjahrs 1941 mit verstärkten Kontingenten immer näher zur Grenze vor-

rückte – zu welchem Zweck eigentlich? – musste, so Scheil, der unterstellte russische Überraschungsangriff um so verheerender wirken und die deutsche Führung in steigende Sorge versetzen (S. 398), die schließlich zum Handeln zwang – ein wirklich verräterisches Argument. In diesem Zusammenhang barg der so genannte Žukov-Plan vom 15. Mai 1945 (zwei Tage nach dem Bekanntwerden von Rudolf Heß' England-Flug), seit gut einem Jahrzehnt das erklärte Lieblingskind der revisionistischen Argumentation, gewiss eine militärische Logik – einen zu einem Angriff strategischen Ausmaßes fähigen und als entschlossen erkannten Gegner zu einem Zeitpunkt seiner Noch-Verwundbarkeit, d. h. vor dem Abschluss seines Offensivaufmarschs, durch einen gezielten Präventivschlag zu treffen. Nun ist dieser „Plan“ nie autorisiert worden, trug, im Unterschied zu seinem Vorgänger, dem „*Präzisierten Plan* [russisch: utocnennyj plan] ...“ vom 11. März d. J., den bezeichnenden Titel „*Erwägungen zum Plan* [russisch: soobrazenija po planu] eines strategischen Aufmarschs der Streitkräfte der Sowjetunion für den Kriegsfall mit Deutschland und seinen Verbündeten“ und war auch nur unter den Bedingungen einer Generalmobilmachung in Aussicht genommen, die Stalin, in Erinnerung an Hitlers Kriegsbegründungen in den Fällen Polen und Jugoslawien, bis zuletzt verweigert hatte.

Für Scheil ist er selbstredend der letzte Beweis für eine sowjetische Überfallsabsicht ohne jegliche vorherige Aktion des Gegners, womit er die differenzierte Argumentation Ernst Topitschs verlässt (Offensivschlag erst nach einer deutschen Aktion, wegen der Bündnisfähigkeit gegenüber dem Westen) und praktisch die argumentative Linie Erich Helmdachs oder Joachim Hoffmanns bezieht. Während Letzterer immerhin noch Hitlers politische und wirtschaftliche Kriegsplanungen im Hinblick auf Russland in Rechnung stellte, interessieren diese Scheil offenkundig überhaupt nicht. Mit anderen Worten: ein Hitler-scher Präventivkrieg kam einem reinen Angriffs- und Eroberungskrieg Stalins gegen Deutschland zuvor.

Nochmals zurück zum militärischen Detail. Jene motorisierten Offensivkräfte der Roten Armee, die mit deutlichem Schwerpunkt im Kiever Besonderen Militärbezirk aus der zweiten operativen Staffel heraus gegen einen angreifenden Gegner antreten sollten, hatten gemäß der Direktive des Volkskommissars für Verteidigung an den Kiever Bezirksbefehlshaber vom 15. Mai 1941 einen klaren Auftrag: die „Durchbruchsabwehr [...] im Fall des Frontdurchbruchs feindlicher motorisierter Verbände in großer Zahl“. Letztere waren „durch kräftige konzentrische Stöße und Flankenstöße zusammen mit den Luftstreitkräften endgültig zu vernichten“, um „den Durchbruch abzuwehren“. Nur „bei günstigen Bedingungen“, so die Forderung des Volkskommissars, sollten „alle abwehrenden Truppen und Armeereserven“ bereit sein, nach vorheriger spezieller Weisung des Oberkommandos „Angriffsoperationen zur Zerschlagung der gegnerischen Gruppierung“ zu unternehmen, die Kampfhandlungen „auf sein Territorium zu tragen und günstige Abschnitte zu beziehen“. Der dieser Moskauer Auftragsdirektive gemäß vom Kiever Militärbezirksstab bis zum 25. Mai erarbeitete Aufmarsch- und Grenzdeckungsplan ist genauso wie die entsprechenden

operativen Deckungspläne der anderen drei westlichen Grenzmilitärbezirke (Baltikum, Minsk und Odessa) seit 1996 publiziert. Sie alle können in ihren vielen Truppendislozierungen, die bis zum 1. Juli d. J. realisiert sein sollten, nachvollzogen und einer Analyse unterworfen werden. Scheil scheint das alles entweder unbekannt oder unerheblich. Er konzentriert sich vielmehr darauf, den Beweis zu führen, die deutsche Seite hätte „die [offensiven] Planungen auf sowjetischer Seite präzise durchschaut“ (S. 391). Der Zweck dieser Behauptung, für deren Beleg die Erkenntnisse der deutschen militärischen Aufklärung kühn zurechtgebogen werden müssen, liegt auf der Hand und ist oben bereits erwähnt worden: die für eine Deutung von Barbarossa als Präventivkrieg notwendige subjektive Voraussetzung auf diesem Wege beizubringen. Hätte es konkrete Offensivplanungen im Sinne der deutschen Operationsplanung auch auf russischer Seite gegeben, man vergegenwärtige sich die Fülle der trotz aller Kriegsverluste erhalten gebliebenen deutschen Dokumente darüber, es müsste sich, schon aufgrund der stärker ausgeprägten Befehlstaktik innerhalb der Roten Armee, eine riesige Zahl entsprechender Dokumente auffinden lassen.

Am Ende aller Diskurse auf den unterschiedlichsten Feldern, die hier nicht weiter fortgeführt sein sollen, nochmals zurück zur Kernfrage: Auf welcher der beiden Seiten war im Frühjahr 1941, und allein zu diesem Zeitpunkt – über hypothetische Szenarien der folgenden Jahre lässt sich trefflich fabulieren –, ein dezidiertes Kriegswille vorhanden? Scheil präsentiert uns immerhin eine klare Antwort: Er war allein bei Josef Stalin gegeben mit dem klaren politisch-ideologischen Kriegsziel einer Sowjetisierung Mitteleuropas, während Adolf Hitler nur von einer Idee beherrscht war: den ihm aufgezwungenen Krieg zu beenden und dem europäischen Kontinent Frieden, Wohlstand und Stabilität zu sichern. Wer dieser Logik folgen kann, ist bei Stefan Scheil wahrlich gut aufgehoben.

Dr. Manfred Zeidler, Böttgerstr. 2, 60389 Frankfurt am Main.